

II A 08 Der Gemeinschaftscharakter des Gottesdienstes und die aktive Teilnahme der Feiernden. Rollenprobleme

Alfred Ehrensperger

Die Forderung nach emotional erlebbarer Gemeinschaft ist ein Ergebnis neuzeitlicher Individualisierung. Sie bedeutet oft eine Überforderung: des Gottesdienstes, weil er zwar bestehende Gemeinschaft vertiefen, aber nicht unbedingt neue schaffen kann, der Teilnehmenden, weil das Bedürfnis nach Integration in die gottesdienstliche Gemeinde unterschiedlich ist. Gemeinsames Handeln im Gottesdienst verläuft weitgehend in festen Formen und Rollen; Gefäße für mehr Spontaneität können echte Gemeinsamkeit schaffen, auch über soziokulturelle Differenzen oder Generationengrenzen hinweg. Eher fragwürdig ist dagegen das Angebot von Gottesdiensten für bestimmte Zielgruppen. In der gemeinsamen Reflexion von Lebenserfahrungen und –erwartungen entsteht eine substanzielle Gemeinschaft.

1. Historische Entwicklung und Vorgänge liturgischer Gemeinschaft

Häufig wird, auch in Umfragen, der Wunsch geäußert, der Gottesdienst möge Gemeinschaft stiften und fördern. Die Vorstellungen, was liturgische Gemeinschaft sei, wie sie sich äußere und erlebbar werde, gehen allerdings auseinander: Gruppen, die gemeinsam einen Gottesdienst vorbereitet haben und ihn jetzt mit der ganzen Gemeinde feiern, erleben Gemeinschaft anders als eine zufällig zusammengesetzte Teilnehmerschaft von Menschen, die einander gar nicht kennen und sonst kaum etwas miteinander zu tun haben. Hat ein Gottesdienst selber die Kraft, Gemeinschaft nicht nur für seine Dauer, sondern darüber hinaus zu schaffen, oder ist solche Gemeinschaft eher Voraussetzung einer liturgischen Gemeinschaftsfeier? Diese Frage bleibt offen, und man kann von einem Gottesdienst nicht etwas erwarten, was er gar nicht leisten kann. Beobachtungen aus der Kommunikations- und Interaktionsforschung können zu einer gewissen Klärung beitragen.

Wunsch nach Gemeinschaft

Bereits der griechische Begriff *koinonia* und vom gleichen Wortstamm ausgehende Begriffe¹ können die Gemeinschaft zwischen Gott (Göttern) und Menschen, oder diejenige zwischen Menschen ausdrücken. Für das christliche Verständnis zentral geworden ist 1. Kor 10,16-18, wo der Kelch des Herrenmahles und das Brotbrechen als *koinonia* des Leibes Christi verstanden werden. In 2. Kor 13,13, ebenfalls einem liturgischen Kontext, steht *koinonia* im Zusammenhang mit dem Segen, Rö 15,26 mit der von Paulus empfohlenen Kollekte und Gal 2,9 als Zeichen des Friedens (Handschatz). Apostellehre, Brotbrechen und Gebet sind Apg 2,42 als *koinonia* Inbegriff der liturgischen Mahlfeier.² Die Hausgemeinden der Jesusbewegung waren die Zellen einer wachsenden Bekenntnis-, Gebets- und Glaubensgemeinschaft.

koinonia im neutestamentlichen Schrifttum

Im westlich-lateinischen Mittelalter wurde der Gottesdienst als gemeinschaftliches Organisieren der Zeit gefeiert. Darauf deuten die verschiedenen Formen der Liturgie hin: Der selbstverständliche Besuch der Eucharistie, bis heute in der katholischen Kirche als „Sonntagspflicht“ der Gläubigen verstanden; das Kirchenjahr mit den Christus- und Märtyrergedenkzeiten; die Tagzeitengebete und insbesondere das klösterliche Offizium mit seinen Horen (regelmäßigen Stundengebete), sowie das Wallfahrtswesen. Die Sakramente verstehen sich weitgehend als jahrhundertlang eingespielte Verarbeitungsmodelle von entscheidenden, gemeinschaftlich empfundenen Lebenssituationen. Das verbreitete Vorurteil, das Volk sei in den mittelalterlichen Gottesdiensten völlig passiv gewesen und habe der lateinischen und liturgischen Sprache wegen ohnehin nichts verstanden, muss durch neuere Forschungen korrigiert und differenziert werden.³ Die weit verbreiteten Volksspiele, aus liturgischen Wurzeln entstanden, waren erstrangige Gemein-

Communio im mittelalterlichen Gottesdienst

¹ F. Hauck: Art. „koinonia“, S. 804-810.

² F. Kohlschein: Symbol, S. 205.

³ A. Angenendt; Geschichte, bes. S. 351-515; ders.: Liturgie im Spätmittelalter.

schaftserlebnisse. Hier wurden die gemeinsamen Lebensprobleme, wie Pestepidemien, gesellschaftliche Auseinandersetzungen, Bewältigung des Hungers, erfahrene Ungerechtigkeiten und politische Anliegen, verarbeitet.

Der sonn- und werktägliche Gottesdienst waren in der zürcherischen Reformation und auch anderswo in der Regel von der Obrigkeit angeordnete und kontrollierte Anlässe. Trotzdem waren es bevorzugte Orte menschlicher und geistlicher Gemeinschaft, wo auch das Tagesgeschehen und die gesellschaftlichen Mandate ihren offiziellen Stellenwert hatten. In Zwinglis Gottesdienstversammlung wurde der hörenden und betenden Gemeinde im Kirchenschiff auch das Abendmahl an den vorgesehenen Feiertagen ausgeteilt. Die immer gleichen liturgischen Abläufe und Texte im Predigtgottesdienst, beim Abendmahl oder bei Taufen und Bestattungen verliehen der Gottesdienstgemeinde ein gemeinschaftliches Vertrauen, ein „Heimatgefühl“ und eine geistlich genährte Sicherheit gegenüber Leben und Tod. Ein starkes, in allen Konfessionen deutliches Motiv für den Besuch des Gottesdienstes waren ein gemeinsames Schuldbewusstsein der Menschen und das Verlangen nach dies- und jenseitigem Heil. In mehreren Liturgieelementen fuhr die Gottesdienstgemeinde Absolution (Sündenvergebung): In der Predigt,⁴ der Beichte⁵ und vor allem im Empfang der Abendmahls Gaben.

Liturgische Gemeinschaft in der Reformationszeit

Ende des 17. und im 18. Jahrhundert vollzog sich im Gemeinschaftsverständnis der Liturgie ein folgenschwerer Wandel: Im Pietismus mit seinem Prozess fortschreitenden Individualisierung wuchs der Zwang, in der Jesusnachfolge bekehrt zu sein. In der Bewegung der Aufklärung versammelten sich die sozialen Stände separat mit ihren eigenen Verhaltensregeln zur öffentlichen Gottesverehrung, soweit sie dies noch für nötig hielten. Das persönliche Bedürfnis wurde ein wichtiges Kriterium für die Teilnahme oder Abwesenheit beim Gottesdienst, so dass seine Selbstverständlichkeit als gemeinsame Feier verloren ging. In der reformierten Zürcher Kirche entstand der Brauch, dass diejenigen, die nicht am Abendmahl teilnehmen wollten, die Kirche (unter Segen des Pfarrers, später unter Orgelspiel) nach der Predigt verließen. Dies war noch Ende des 20. Jahrhunderts in vielen deutschschweizerischen Gemeinden Brauch. Teilweise bereits im 19. Jahrhundert, wesentlich verstärkt jedoch in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erwachte das Bedürfnis nach der Gemeinschaftsdimension im Gottesdienst wieder, und man versuchte, ihm durch Veränderungen in der Liturgie selber gerecht zu werden. Die Gründe für den Verlust des Gemeinschaftserlebens im Gottesdienst liegen aber zum großen Teil gar nicht in ihm selber, oder in einer veralteten liturgischen Gestaltung, sondern in der sich verändernden Situation der Gesellschaft, des menschlichen Zusammenlebens, also im sozialpolitischen Bereich.

Pietismus und Aufklärung

Gemeinschaftserfahrung in einem Gottesdienst kann in verschiedener Weise verstanden und praktiziert werden: Wer kommt, sollte begrüßt und willkommen geheißen werden; die sinnvolle, der Größe des Raumes entsprechende Anordnung der Sitzgelegenheiten kann das Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl fördern oder behindern. Die Bauweise des Kircheninnenraumes, der Inneneinrichtung und der Installation von Hörgeräten können mithelfen, dass ein Gemeinschaftsgefühl entsteht. Wer mit Kordeln die Empore oder die hinteren Kirchenbänke absperrt, damit die Leute zusammenrücken, erregt oft Unwillen und fördert auf diese Weise nicht eine natürliche Gemeinschaft. Wichtig ist das Gefühl der Anwesenden: Wir werden in allen Teilen der Liturgie gemeinsam angesprochen; wir werden beachtet. Auch gottesdienstliche Musik trägt dazu bei, besonders in der Auswahl und z. B. wechselweisen Gestaltung der Liedstrophen. Schon im liturgischen Teil der Sammlung sollte es gelingen, dass durch eine gemeinsame Erwartungshaltung, eine gelöst-heitere Atmosphäre, in der Hörbereitschaft der Anwesenden, in Stille und Gebeten ein Gemeinschaftsbewusstsein geschaffen

Theorien und Praktiken der Gemeinschaftsförderung

⁴ Sofern nicht gerade diese den richtenden, zornigen und strafenden Gott in die Mitte ihrer Verkündigung stellte, sondern eher Trost und aufmunternde Erfahrung war.

⁵ In der lutherischen Kirche z. B. in Buß- und Vorbereitungsgottesdiensten am Vorabend des Abendmahls (F. Schulz: Die Vorbereitung, S. 1-39. Wiederabdruck in F. Schulz: SYNAXIS, S. 70-121.

wird: Man sollte neugierig werden auf das, was kommt, auf neue Einsichten und der gemeinsamen Thematik entsprechende Verhaltensweisen. Dieser erste Schritt des liturgischen Weges (Sammlung) spürt die Gemeinde auf das Kommende ein. Begründete Abwechslung in den gewohnten Formen und Bewegungsvorgängen kann das Gefühl von Gemeinschaft fördern, z. B. die Einladung, Gäste am Tisch des Herrn zu sein und so die Abendmahlsgaben in Gruppen um den Tisch herum zu empfangen.

Die Erfahrung einer gottesdienstlichen Gemeinschaft hängt nicht von der Größe der Gemeinde ab: Wer in einer städtischen Kirche zum Gottesdienst geht, erlebt dort sogar in der Anonymität der Anwesenden, etwa in regelmäßig stattfindenden Tagzeitenliturgien, manchmal mehr Gemeinschaft als diejenigen in einer kleinen Dorfkirche, wo man sich kennt und sich ja nicht zu nahe treten will. Die an einem öffentlichen Gottesdienst Teilnehmenden werden zwar, oft sogar mehrmals und nicht nur am Anfang der Predigt, als „Gemeinde“ angesprochen. Mit welchem Recht eigentlich? Kann man dies voraussetzen, oder will der Prediger, die Liturgin bewusst darauf hinarbeiten? Wo wird den einzelnen Menschen bewusst, dass sie eine Gemeinde bilden? Und lässt sich solche Gemeinschaft auch nach dem Verlassen der Kirche irgendwo wieder erfahren und erneuern? Der Gemeinschaftscharakter als Kraft und Zielvorstellung eines Gottesdienstes lässt sich offenbar nicht einfach bewerkstelligen, sondern ist ein geschenktes Ereignis.

Jeder Gottesdienstbesucher, jede Gottesdienstbesucherin hat das Recht, auch während der gemeinsamen Feier gleichsam „bei sich selber zu bleiben“, innerlich für eine gewisse Zeit aus dem gemeinsamen Geschehen auszutreten. Dass der Gesang und gemeinsam gesprochene Texte, wie z. B. das Unser Vater, Bekenntnisse oder bestimmte Akklamationen, eine gemeinsame Ausrichtung auf ein liturgisches Geschehen fördern, dürfte die Regel sein, und viele fühlen sich in dieser Weise aufgehoben in einer Gemeinschaft. Als Liturg/-in sollte man aber nicht erwarten, dass das, was man der Gemeinde zumutet, von dieser ehrlich und selbstverständlich akzeptiert wird. Ein wesentlich am Schreibtisch des Pfarrers, der Pfarrerin vorbereiteter Gottesdienst kann ja eigentlich nicht voraussetzen, dass die Anwesenden dann so reagieren, wie es die eigene Vorlage erwarten lässt. Solche vorgefassten liturgischen Antworten waren im reformierten Gottesdienst schon immer ein Problem; denn eingespielte Akklamationen und immer gleiche Antwortformulierungen garantieren gerade nicht das, was eine Gemeinschaft jetzt vielleicht antworten möchte. Spontaneität des gemeinschaftlichen Antwortens ist selten, kommt aber vor; ein gemeinsames, die Gedanken und Gefühle der Anwesenden bündelndes, geeignetes Lied wäre schon eher möglich; die beste Antwort aber ist das stille Gebet, vielleicht auch die persönliche Meditation, von einem Orgelspiel begleitet.

Man wird als „Gemeinde“ angesprochen

Individualität und Gemeinschaft

2. Voraussetzungen und Gestaltungsformen liturgischer Gemeinschaft

In manchen Teilen eines Gottesdienstes wird erlerntes, kollektives Verhalten repetiert, vor allem dann, wenn der Kreis der Teilnehmenden relativ konstant bleibt. Wer sich ausnahmsweise in einen Gottesdienst „verirrt“, passt sein Verhalten in der Regel der anwesenden Mehrzahl an, z. B. bei Tauffamilien oder Leidtragenden. Diese Voraussetzung gibt manchen Gottesdienstteilnehmenden eine gewisse Geborgenheit; man muss sich nicht stets auf etwas Neues einlassen. Diese Stabilisierungstendenz schließt die Lernfähigkeit einer Gemeinde nicht aus, sondern gibt bei vielen eine Art Entlastung gegen die täglichen Leistungserfahrungen, Konsumverhalten, Langeweile und Einsamkeit sowie gegen Zwänge der Bewältigung des Wochenendes.⁶

Entlastung in der Gemeinschaft

Der Gottesdienst ist überfordert, wenn er als „integrierende Mitte der Gemeindegemeinschaft“⁷ die gemeinschaftliche Veranstaltung schlechthin sein soll, wie dies in manchen Grundsatzartikeln von evangelischen Kirchenordnungen oder auch in

Stellenwert

⁶ M. Josuttis: Kommunikation, S. 184-187.

⁷ So z. B. K. -F. Daiber: Der Gottesdienst, S. 74-90.

der katholischen Liturgiekonstitution⁸ gefordert wird. Hingegen ist er – neben anderen – eine überschaubare Kommunikationsform in einem Kreis von Menschen, „die sich gemeinsam an ihre Vergangenheit erinnern, sich gemeinsam die Sinndeutung ihres Lebens vergegenwärtigen und gemeinsam im Geiste der freimachenden Kraft des Evangeliums Jesu Christi nach einer Gestaltung der Zukunft suchen“.⁹

Das Gefühl einer echten Gemeinschaft und die Freude darüber wachsen, wenn unter den an einem Gottesdienst Teilnehmenden Verwandte, Freunde, Bekannte und Mitarbeiter/-innen sind. Dass man sich auch sonst kennt und in irgend einer Weise miteinander verbunden ist, stärkt das Gemeinschaftsbewusstsein. Es ist deshalb wichtig, wenn in bekenntnisverschiedenen Familien möglichst die ganze Familie gemeinsam einen Gottesdienst besucht. Dass Sympathien über längere Zeit bestehen und Menschen ihre Erfahrungen über eine längere Zeit miteinander austauschen können, stärkt Vertrauen und Gemeinschaft. Gottesdienste können dazu beitragen und solche Gemeinschaft vertiefen. Es ist wohl kein Zufall, dass in Hauskreisen, auf Rüstzeiten, Besinnungstagungen, Gemeindefesten, Kirchen- und Arbeitstagungen die gottesdienstliche Gemeinschaft auch unter Menschen mit ganz verschiedenen Beziehungen zu Kirche und Glauben besonders intensiv erlebt wird.¹⁰

Sympathien und
Gemeinschaft

Wer als Einzelne(r) oder in einer Gruppe einen Gottesdienst besucht, wird kollektiv als „Gemeinde“ bezeichnet. Dies geschieht bereits im Ritual der Begrüßung, am Anfang einer Predigt, in einzelnen Gebeten, Regieanweisungen und Mitteilungen, und auch im Abendmahl. Die für eine Liturgie beauftragten Personen, wie Liturg/-in, Organistin, Kantoren, Lektorinnen und Pfarrer/-in gehören ebenfalls zu dieser so angesprochenen Gemeinde und stehen ihr, auch mit ihrem speziellen liturgischen Auftrag, nicht etwa gegenüber. Schon in Zwinglis Abendmahlsliturgie von 1525 wird eine solche Gemeinschaftsstruktur deutlich: Da traten der Hirte, Älteste oder Diakone, Frauen und Männer im Wechsel gesprochener Texte¹¹ in ihrer jeweiligen Funktion, und nur für diese, aus dem „Volk“ heraus und wieder in dieses zurück.

Träger/-innen
gottesdienstlicher
Gemeinschaft

Es gibt deshalb zu denken, dass bisher in den offiziellen Kirchenbüchern kaum Liturgieformulare auftauchten, in denen das wiederholbare, meist in fixierten Texten vorgegebene Sprechen oder Handeln mit dem spontan-kreativen Verhalten einer Gemeinde mit so vielfältig begabten Menschen ganz selbstverständlich kombiniert wird. Der Weg der Liturgie lässt immer noch zu wenig Raum für Impulse aus der Gemeinde und für spontanes Handeln. Zu denken gibt ferner, wie gering die kommunikative Ausstrahlungskraft einer Veranstaltungsform wie dem Gottesdienst ist, von dem man annehmen sollte, sie sei auf dem Boden des vielfältigen biblischen Zeugnisses und Glaubenslebens entstanden und gewachsen. Für Außenstehende auffällig ist jedenfalls eher ein Publikums- als ein Gemeinschaftscharakter von Gottesdiensten oder der Eindruck einer Insiderveranstaltung.¹²

Geringe kommunikative
Ausstrahlungskraft

Es ist versucht worden, die verschiedenen Milieus unserer abendländischen „Erlebnisgesellschaft“ in einem Grobraster darzustellen, der sich auf bestimmte Weisen der Wahrnehmung der Welt, der Art des Erlebens und der ästhetischen Präferenzen bezieht.¹³ Da gibt es 1. ein „Niveaumilieu“ mit Menschen, die einen hohen Bildungsgrad, Sprachkompetenz, hierarchisierbare Aspekte der Welterfahrung, Interesse an Kunst und Streben nach Rang und gehobenen Berufen zeigen; 2. ein „Integrationsmilieu“ mit stark ausgebildeten Ordnungsperspektiven, sozia-

Soziologische
Voraussetzungen

⁸ SC Art. 10.

⁹ A. Denecke: Art. „Gottesdienst“, S. 211; ders.: Treffpunkt Gottesdienst.

¹⁰ K. H. Bieritz: Der Öffentlichkeitsanspruch. S. 76.

¹¹ Dies war Zwinglis Absicht, wurde aber vom Zürcher Rat abgelehnt, so dass Diakone diese Aufgabe übernehmen mussten.

¹² W. Jetter: Symbol, S. 207.

¹³ Ch. Grethlein: Grundfragen, S. 47-49 fasst z. B. eine derartige Einteilung zusammen, in der er sich auf den Soziologen G. Schulze (Erlebnisgesellschaft) beruft. Die fünf dargestellten Milieus werden hier nur stichwortartig benannt.

len Erwartungen und der Bereitschaft, sich in gegebene Ordnungen einzufügen; 3. ein „Harmoniemilieu“ mit Streben nach Geborgenheit, Suchen von Nischen in einer bedrohten und bedrohlichen Welt und einem Misstrauen den Realitäten gegenüber; 4. ein „Selbstverwirklichungsmilieu“, in dem Fragen eine Rolle spielen, wie etwa: Wo stehe ich gerade? Was stimmt für mich? und 5. ein „Unterhaltungsmilieu“ mit Perspektiven momentaner Bedürfnisbefriedigung, Angst vor Langeweile und Suchen nach immer neuen Angeboten. Man wird die Mehrzahl der Gottesdienstbesucher/-innen am ehesten der zweiten und dritten Gruppe zuteilen können. Das von jüngeren Menschen bevorzugte Selbstverwirklichungs- und Unterhaltungsmilieu ist weitgehend von kirchlichen Veranstaltungen, schon gar vom Gottesdienst, abgekoppelt. Man versucht, durch neue, offene Gottesdienstformen und durch entsprechende sprachliche, musikalische und regiemäßige Gestaltung Zugänge zu diesen Menschen zu finden.

Man wirft den reformierten Gottesdiensten häufig vor, sie seien zu „kopflastig“; das verbale Element sei vorherrschend und verhindere geradezu die Bildung von Gemeinschaft. Ob der seit der Reformation sich ausbreitende Rückgang von Opfer- und Kulthandlungen, von Sakramenten und rituellen Bewegungen, Gebärden und Handlungen dafür verantwortlich gemacht werden kann,¹⁴ ist aber nicht selbstverständlich. Gemeinschaft unter Menschen geschieht ja auch im Zeitalter der verschiedenen technischen Kommunikationsmittel nach wie vor über die Sprache, das Reden miteinander, zueinander und füreinander. Dass der reformierte Predigt-, Abendmahls-, Tagzeiten- oder Kasualgottesdienst reich an verschiedensten Sprachformen ist, behindert seinen Gemeinschaftscharakter keineswegs und lässt auch Zeichen, Symbole und rituelle Handlungen zu. Verbale und nonverbale Kommunikationsformen sollen ständig miteinander verbunden sein.

Gemeinschaftsfördernd ist es auch, wenn Welt- und Lebensdeutungen nicht mehr einfach hingenommen und wiederholt, sondern hinterfragt werden, wie dies viele Impulse aus der feministischen Theologie, der Literatur, der Befreiungstheologie und den jüdisch-christlichen Austauschbeziehungen zeigen. Das Potential der Teilnehmenden Wissen, Fragen, Erfahrungen und Sorgen sollte für den Gottesdienst vermehrt beachtet und aktiviert werden; es könnte seinen Gemeinschaftscharakter erheblich fördern.¹⁵

3. Bedingungen und Ziele gottesdienstlicher Gemeinschaft

Echte menschliche Begegnungen erfordern und ermöglichen die Freiheit, sich in eigenen Worten mitteilen zu können. Paulus beschreibt 1. Kor 14 eine Versammlung, in der zwar Einzelne aus Eingebung des heiligen Geistes ihr Glaubenszeugnis aussprechen konnten, und zugleich zeigt er am Beispiel solcher Glossolie die Grenzsituation des freien Wortes, wenn es nicht bei sich selber bleiben, sondern für die ganze Gemeinde fruchtbar werden soll. In unseren heutigen Gottesdiensten, wo Pfarrerin oder Pfarrer das ganze Geschehen, insbesondere Gebete, Liedwahl und Predigt in der Hand haben, sind dem freien Wort schnell einmal Grenzen gesetzt. Predigtstörungen in der Reformationszeit¹⁶ waren ein Beispiel dieser Problematik. Die seit der Reformation zunehmende Angst vor dem freien Wort führte mehr und mehr zu Gottesdiensten als vorbereiteten Literaturveranstaltungen.¹⁷ Wir können und müssen Formen dafür finden, dass das freie Wort in der liturgischen Gemeinschaft wieder leben kann. Dafür eignet sich nicht jeder Gottesdiensttypus im selben Maße: Tagzeitenliturgien, Kasualgottesdienste oder Agapefeiern schaffen wohl für dieses freie, spontane und dialogische Wort gute Voraussetzungen. Eingriffe in bestehende Gottesdienstordnungen oder die bloße Verstärkung nonverbaler Vorgänge bleiben an der Oberfläche und verunsich-

Verbale Einseitigkeit?

Gemeinschaft durch das Wort

Das freie Wort in der Gemeinschaft

¹⁴ So M. Josuttis: Kommunikation, S. 171f.

¹⁵ J. Steiner: Kommunikation, S. 126-131, bes. 131.

¹⁶ H. Fast: Reformation; J. G. Hasler: Predigt Diskussionen; K. P. Jörns: Die neuen Gesichter; F. Merkel: Die Bedeutung, S. 11-22.

¹⁷ K. H. Bieritz: Dass das Wort, bes. 101 f.

chern die Gemeinde eher, als dass sie das Problem lösen oder Hilfen dazu anbieten.

Immer wieder wird deutlich, dass Gemeinschaft im Gottesdienst lebt und vertieft wird durch Formen von Gemeinschaft, die schon vorhanden sind und Menschen auf rein menschlichen Ebenen miteinander verbinden. Friedrich Schleiermacher ging wohl anfangs des 19. Jahrhunderts von einer ähnlichen Vorstellung aus, wenn er den Gottesdienst als eine Selbstdarstellung der Gemeinde verstand: „Der Zweck des Cultus ist die darstellende Mittheilung des stärker erregten religiösen Bewusstseins.“¹⁸ Vom Gottesdienst sollte man aber nicht nur eine Darstellung von zum Glauben erregten Menschen unter ihresgleichen erwarten und die Gottesdienstgemeinschaft in der Verwirklichung dieses Vorgangs sehen. Liturgisches Handeln in seinen verschiedenen Dimensionen (Hören, Loben, Beten, Vergegenwärtigen, Bekennen, Feiern usw.) greift auch voraus. Es weist hin auf eine in Gottes Gegenwart begründete, noch nicht verwirklichte Gemeinschaft und Befreiung von Menschen aus der Kraft und Fantasie ihres bewegten Hoffens auf Gottes Kommen, auf sein sichtbares Reich.

Gottesdienst-
gemeinschaft
als Verheißung

Ein Gemeinschaftsbewusstsein kann nicht durch einzelne, punktuelle Veranstaltungen entstehen. Ökumenische Gottesdienste z. B., wo Katholiken und Protestanten¹⁹ sich zwei oder dreimal pro Jahr zu gemeinsamem Feiern treffen, bilden kaum eine Basis für ein ökumenisches Gemeinschaftsbewusstsein. Auch ein alljährlich stattfindender Weltgebetstag kann zwar eine fremde, weltweit verbindende Liturgie feiern; aber ebenso deutlich tritt dabei das Defizit wirklicher Gemeinschaft unter Christen, weltweit und vor Ort, zu Tage. Aussagekräftiger wird das Gemeinschaftsbewusstsein, wenn gemeinsame Sorgen, Ängste, Zwänge und Hoffnungen der Menschen in einem Gottesdienst angesprochen werden. Kasualgottesdienste vermögen in dieser Hinsicht vielfach Einiges zu bewirken. Eine feiernde Gemeinde begegnet immer auch ihren Vorfahren im Glauben, Vätern und Müttern, Hoffenden und Verzagten, Versagenden und Wegbereitern etwa in den biblischen Erzählungen, in ihrer Weisheit und Lehre, ihren Geboten und Verheißungen²⁰. Wir werden am Ende eines liturgischen Weges nicht einfach verabschiedet, sondern ins Leben hinein gesendet. In all die alltäglichen Gelegenheiten von Gemeinschaft, die unser Leben überhaupt bestimmen. Gottesdienstliche Gemeinschaft verlängert sich in den Alltag hinein. Liturgisches Feiern sollte uns ja auch Mut machen, als von Gott gesendete und gesegnete Menschen öffentlich zu reden und zu handeln, weil wir in der Gemeinschaft des Gottesdienstes der Macht von Gottes Wort mehr zutrauen als den Parolen, Ideologien und Werbungen um uns herum; weil wir aufgefordert sind „als Menschen, die im friedfertigen Hören und Reden geübt sind“,²¹ dementsprechend zu leben.

Liturgie und All-
tag: Substanzi-
elle Gemeinschaft

4. Gemeinschaft im liturgischen Rollenspiel

1. Kor 14,26 wird eine Gottesdienstsituation beschrieben, zu der jeder etwas beiträgt. Auch unter heute völlig veränderten, soziologischen Verhältnissen, ist dies immer noch ein bedenkenswertes Modell. Ziel dafür ist es, Gotteserfahrung und Gemeinschaft untereinander zu verbinden. Wie dies unter heutigen, heterogenen Voraussetzungen im Einzelnen geschehen kann, ist nicht vorweg auszumachen; Formen dafür müssen immer wieder neu gesucht und überprüft werden. Die jeweils versammelte Gemeinde ist immer Teil der ortsübergreifenden Kirche Christi, Teil einer von Gott veranlassten und von seinem Wort verheißenen Arbeit in dieser Welt. Wer daran mitarbeiten will, soll wissen, dass er/sie es mit anderen zusammen tut, und dass Ziel und „Erfolg“ in der Hand Gottes selber liegen. Bereitschaft, Zuversicht und Freude sind wichtige menschliche Voraussetzungen

Ein biblisches
Vorbild

¹⁸ F. Schleiermacher: Die praktische Theologie, S. 68-326, bes. 75; ferner zu Schleiermachers Gottesdienstverständnis Ch. Albrecht: Schleiermachers Liturgik.

¹⁹ Auch in einem erweiterten Kreis, zusammen mit Christkatholiken und evangelischen Methodisten oder anderen Freikirchen.

²⁰ P. Cornehl: Individuum, S. 302-304.

²¹ B. Wannewetsch: Gottesdienst, S. 275.

dafür. Aus manchen biblischen Äußerungen erfahren wir übrigens, dass diese Arbeit schon in den Anfängen der Jesusbewegung mühsam und nicht ohne Konflikte geschah.²²

Gemeinsam gefeierte Feste stärken das Gemeinschaftsbewusstsein, besonders wenn sie sich rituell wiederholen und über eine gewisse Zeit gefestigt haben. Schon in früheren Jahrhunderten wurden liturgische Vorgänge mit bestimmten Volksbräuchen vermischt, und solche Verbindungen waren als selbstverständliche Formen, besonders bei gesellschaftlich wenig einflussreichen Schichten, beliebt, etwa in den mittelalterlichen Oster-, Passions- und Weihnachtsspielen, in der Faschachtszeit oder bei Prozessionen und Wallfahrten.²³ Die heute verbreitete Tendenz, in einer Gemeinde jeweils für ein bestimmtes „Zielpublikum“ ganz verschiedene liturgische Gemeindefeiern anzubieten und auch den üblichen Sonntagsgottesdienst in diese Vielfalt einzuschließen, ist problematisch, weil sie den Aspekt des Gottesdienstes als Gemeindefeier vernachlässigt.²⁴

Der Wunsch, öffentliche Gottesdienste müssten für alle Menschen offen sein, muss auch im Hinblick auf die verschiedenen Milieus, Lebenssituationen, Erwartungen und Altersgruppen so weit wie möglich erfüllt werden können. Aus diesem Bedürfnis heraus werden seit Jahrzehnten Familiengottesdienste gefeiert. Trotz gruppenspezifischen Annäherungen ist der Gottesdienst ein möglicher Ort, die Erfahrung von Gemeinschaft auch zwischen den Generationen einzuüben. Feiern, an denen konfessionsverschiedene Familien teilnehmen, haben eine zunehmende Bedeutung, und besonders die anwesenden Kinder sollen spüren: Auch unsere Eltern treten in Gebet, Gesang und Verkündigung gemeinsam vor Gott; sie lieben und loben diesen Gott; sie suchen Wege des Glaubens zur Lebensgestaltung. Probleme ergeben sich dann, wenn zahlreiche Kinder und Jugendliche ohne ihre Eltern oder nur mit einem Elternteil feiern müssen, oder auch für einsame Personen, umso deutlicher spüren, was ihnen an Gemeinschaft fehlt.²⁵ In Rundfunk- und Fernsehgottesdiensten mag es bei aller Zufälligkeit der Hörer/-innen und Zuschauenden so etwas wie eine unsichtbare Gemeinde geben. Und besonders in den zunehmender Beliebtheit sich erfreuenden Festgottesdiensten und „rites-de-passage-Feiern“ verdeutlicht sich das Spannungsfeld zwischen anonymer Offenheit und erlebbarer Gemeinschaft.

Spezielle Gottesdienstformen für Kinder sind, außer der traditionellen Sonntagsschule,²⁶ relativ neue kirchliche Angebote. Auch sie sollten die Grundelemente eines Gottesdienstes enthalten: Biblische oder bibelnahe, verkündigende Erzählung, Gebet, Lieder und Segen. Hier wird den Kindern das Feiern in einer, ihrer Denk-, Vorstellungs- und Handlungswelt gemäßen Gemeinschaftsform spielend vermittelt. Der Übergang in die Gottesdienstgemeinde meist älterer Leute wird aber nicht leicht gelingen und ist ein altes Problem. Die römisch-katholische Kirche versucht seit Jahrhunderten, getragen von der sogenannten „Sonntagspflicht“ und einer verbreiteten Gewöhnung, Menschen aller Generationen in das immerwährende Geschehen der Messe im feierlichen Kirchenraum zu integrieren, auch wenn sie nichts „verstehen“ können. Hier tragen das Gefühl, die Atmosphäre, das Erleben gleichen Handelns aller Anwesenden die gottesdienstliche Gemeinschaft.²⁷

Dass junge Menschen, besonders während der Altersstufe zwischen etwa 10 bis 20 Jahren mit der üblichen Gottesdienstgemeinschaft Mühe haben und ihre innere Ablehnung in den Formen von Gleichgültigkeit, Fernbleiben, Schwatzen,

Spaltet die Vielfalt an Erwartungen die Gottesdienstgemeinschaft?

Gemeinschaft in besonderen Gottesdiensten

Zur Integration von Jugendlichen

Von den Jugendlichen lernen

²² Th. Bonhoeffer: Probleme, S. 486.

²³ J. Morel: Zur Soziologie, S. 41.

²⁴ W. Jetter: Symbol, S. 214 f.

²⁵ Ch. Möller: Gottesdienst, S. 177.

²⁶ Verstanden als wirkliche Gottesdienste mit und für Kinder etwa ab 4 bis 10 Jahren.

²⁷ Ch. Möller (Gottesdienst, S. 175) plädiert für die Teilnahme der Kinder auch am evangelischen Gottesdienst, bis etwa hin zur Predigt, und vielleicht wieder in der Schlussphase mit Segnung und Sendung, damit die Kinder im Singen, Beten und bei den Lesungen mit der ganzen Gemeinde zusammen feiern und nur für die biblische Erzählung auseinandergelassen werden können.

Stören oder Schweigen demonstrieren, ist allzu bekannt. Das von ihnen erlebte Fehlen einer überzeugenden, lebendigen Gemeinschaft, einer als freud- und lustlos empfundenen Versammlung und Überalterung, eines Nicht-Ernstgenommen-Werdens, stattdessen oft misstrauischer Blicke von Erwachsener, Mangel an glaubwürdigen Vorbildern, kontrollierter Besuchsschikanen und bis in die Einzelheiten „vorfabrizierter Liturgien“ machen ihnen diese Veranstaltung fremd. Die hier gesprochene Sprache, selbst wenn sie im gutgemeinten Dialekt daherkommt, entspricht nicht ihrer Sprach- und Verhaltenswelt. Junge verspüren im üblichen Gottesdienst wenig Bezug zum Leben und zu den uns alle bedrängenden Problemen. Anbiederungsversuche oder als Aktualitäten vorgegebene Predigten werden auf ihren Wahrheitsgehalt hin von den Jungen schnell erkannt und wirken eher kontraproduktiv, wie übrigens auch im Religionsunterricht. Es gibt aber Erfahrungen, die ein gegenseitiges Lernen voneinander ermöglichen und in der liturgischen Gestaltung Brücken bauen und Gemeinschaft erlebbar machen können. Hier einige Beispiele:

1. Die Fähigkeit, Kontemplation, Stille und Freiheit in den Bewegungen und in der Körperhaltung zuzulassen (Taizé);
2. vorausgehende, offene Gespräche über Prozesse des Lebens, die in einem gemeinsamen Gottesdienst wieder aufgenommen und vertieft werden, und in denen die Jungen etwas von ihrem Denken, Fühlen und Argumentieren wiedererkennen;
3. die Eigengestaltung von Feierformen in kleinen Gruppen von Jugendlichen, die sich mit ihren eigenen Beiträgen in eine Gottesdienstgemeinschaft integrieren lassen (Konfirmationsfeiern, Begleitung Behinderter durch Jugendliche);
4. Jugendliche mit ihrer oft unbeschwerten, auf Spontaneität ausgerichteten Fantasie sollten in die Vorbereitung und Gestaltung von Gottesdiensten (z.B. Tagzeitaliturgien, Altersheimfeiern usw.) vermehrt einbezogen werden. Die Übertragung von Verantwortung ist für sie ein entscheidender Faktor dafür, ob sie sich mit einer Gottesdienstgemeinde (Kirche) indentifizieren können, oder nicht. Dass all diese und andere praktische Möglichkeiten, das Bewusstsein für die innere Ausstrahlung einer Gottesdienstgemeinde zu fördern oder nicht, besonderer Sorgfalt, Zeit und gegenseitiger Ehrlichkeit bedürfen, sollte selbstverständlich sein.²⁸

Literatur

- Christoph Albrecht: Schleiermachers Liturgik, Göttingen 1963.
- José Aldazabal: Die Liturgie muss von den Jugendlichen lernen. In: Concilium (D), 19.Jg. 1983, S. 159-165.
- Arnold Angenendt: Geschichte der Religiosität im Mittelalter, Darmstadt 1997.
- Arnold Angenendt: Liturgie im Spätmittelalter. In: Liturgisches Jahrbuch, 50.Jg. 2000/H.1, S. 54-63.
- Hartmut Becks: Der Gottesdienst in der Erlebnisgesellschaft, Diss. Bonn 1996.
- Karl-Heinrich Bieritz: Gottesdienst und Gemeinschaft. In: Theologische Literaturzeitschrift, 90. Jg. 1965, H. 10, Sp. 739 ff.
- Karl-Heinrich Bieritz: Der Öffentlichkeitsanspruch des Gottesdienstes in einer „Nicht-mehr Volkskirche“. In: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie, 26. Bd. 1982, S. 67-78.
- Karl-Heinrich Bieritz: Dass das Wort im Schwang gehe. Reformatorischer Gottesdienst als Überlieferungs- und Zeichenprozess. In: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie, 29. Jg. 1985, S. 90-103.
- Thomas Bonhoeffer: Probleme der Gottesdienstvorbereitung. In: Zeitschrift für Theologie und Kirche, 80. Jg. 1983, S. 486-497.
- Maria-Regina Bottermann: Die Beteiligung des Kindes an der Liturgie von den Anfängen der Kirche bis heute. Diss. Frankfurt a. M. / Bern 1982.
- Peter Cornehl: Individuum und Gemeinschaft im Gottesdienst. In: Pastoraltheologie, 85. Jg. 1996, S. 292-310.
- Karl-Fritz Daiber: Der Gottesdienst als Mitte der Gemeindegemeinschaft. In: Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft, 69. Jg. 1980, S. 74-90.
- Axel Denecke: Treffpunkt Gottesdienst. Predigt im Kontakt mit der Gemeinde, Gütersloh 1983.
- Axel Denecke: Art. „Gottesdienst“. In: Christof Bäuml/Norbert Mette (Hg.): Gemeindepraxis in Grundbeg-

²⁸ J. Aldazabal: Die Liturgie, S. 159-165, bes. 160-163.

- riffen, München/Düsseldorf 1987, S. 208-217.
- Alfred Ehrensperger: Was heißt: Aktivierung der Gemeinde im Gottesdienst? In: Schweizerische Theologische Umschau, 32. Jg. 1962, H.3, S. 98-111. Wiederabdruck in A. Ehrensperger: Lebendiger Gottesdienst. Beiträge zur Liturgik, hg. von Ralph Kunz und Hans-Jürg Stefan, Zürich 2003.
 - Alfred Ehrensperger: Gottesdienst – Visionen, Erfahrungen, Schmerzstellen. Zürich 1988.
 - Heinold Fast: Reformation durch Provokation. Predigtstörungen in den ersten Jahren der Reformation in der Schweiz. In: Hans-Jürgen Görtz (Hg.): Umstrittenes Täuferum 1525-1575. 2. Aufl. Göttingen 1977.
 - Christian Grethlein: Grundfragen der Liturgik. Ein Studienbuch zur zeitgemäßen Gottesdienstgestaltung. Gütersloh 2001.
 - Albrecht Greule: Die liturgischen Text- und Redesorten. In: Heiliger Dienst, 56. Jg. 2002, H.4, S. 231-239.
 - Johann Georg Hasler: Predigtdiskussionen im Berner Aargau von 1523-1528. Schleithelm 1982.
 - Friedrich Hauck: Art. „koinonia“. In: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Stuttgart 1957, S.804-810.
 - Bernd Jochen Hilberath: „Participatio actuosa“. In: Hansjakob Becker u.a. (Hg.): Gottesdienst – Kirche – Gesellschaft. St.Otilien 1991, S. 319-338.
 - Werner Jetter: Symbol und Ritual. Anthropologische Elemente im Gottesdienst. 2. Aufl. Göttingen 1986.
 - Klaus-Peter Joerns: Die neuen Gesichter Gottes. Die Umfrage „Was die Menschen wirklich glauben“ im Überblick. Neukirchen 1997.
 - Manfred Josuttis: Kommunikation im Gottesdienst. Lernen oder Trösten? In: M.Josuttis: Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion. Grundprobleme der praktischen Theologie. 4. Aufl. München 1988.
 - Franz Kohlschein: Symbol und Kommunikation als Schlüsselbegriffe einer Theologie und Theorie der Liturgie. In: Liturgisches Jahrbuch, 35. Jg. 1985, H. 4, S.200-218.
 - Ingrid Lukatis: Herausforderungen an die Gestaltung von Gottesdiensten. In: Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands VELKD (Hg.): Texte aus der VELKD, Jg.1999, Heft 84.
 - Friedemann Merkel: Die Bedeutung der Predigt in der Versammlung der Gemeinde. In: F.Merkel: Sagen – Hören – Loben. Studien zu Gottesdienst und Predigt. Göttingen 1992, S. 11-22.
 - Christian Möller: Gottesdienst als Gemeindeaufbau. Ein Werkstattbericht. Göttingen 1988.
 - Julius Morel: Zur Soziologie des Gottesdienstes. In: Hans Bernhard Meyer (Hg.): Liturgie und Gesellschaft. Innsbruck / Wien / München 1970, S. 37-54.
 - Friedrich Schleiermacher: Die praktische Theologie, hg. von J. Frerichs, Berlin 1850; Nachdruck Berlin / New York 1983.
 - Frieder Schulz: Die Vorbereitung zum Abendmahl in der Kirchenordnung der Kurpfalz von 1563. In: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie, 7.Bd. 1962, S. 1-39; Wiederabdruck in F. Schulz: SYNAXIS. Beiträge zur Liturgik. Göttingen 1997, S. 70-121.
 - Josef Steiner: Kommunikation im Gottesdienst. II. Teil. In: Liturgisches Jahrbuch, 23. Jg. 1973, S.126-131.
 - Bernd Wannewetsch: Gottesdienst als Lebensform – Ethik für Christenbürger. Stuttgart u.a. 1997.
 - Klaus Wengst: Das Zusammenkommen der Gemeinde und ihr „Gottesdienst“ nach Paulus. In: Evangelische Theologie, Bd. 33, München 1973, S. 547-559.

2004